

Felix Nieder

Als mein schwules Ich starb

Felix Nieder

Als mein schwules Ich starb

KOMPLETTMEDIA



Originalausgabe
1. Auflage 2023
Verlag Komplett-Media GmbH
2023, München
www.komplett-media.de

ISBN: 978-3-8312-0625-4
Auch als E-Book erhältlich

Redaktionelle Mitarbeit und Lektorat: Janina Jetten
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Satz: Daniel Förster, Belgern
Druck & Bindung: MultiPrint Ltd., 10A Slavyanska str., 2230 Kostinbrod, Bulgaria

Gedruckt in der EU

Dieses Werk sowie alle darin enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrecht zugelassen ist, bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das Recht der öffentlichen Zugänglichmachung.

INHALT

VORWORT	7
ALS MEIN SCHWULES ICH STARB	15
DER HEUCHLER-HETERO	33
NUR EINE PHASE	49
ALS MEIN SCHWULES ICH WIEDERGEBOREN WURDE	73
STURM & DRANG	91
RED FLAGS – DON'T CARE	109
BODYSHAMER	129
THERAPIE – SO FREI WIE NIE	157
DER QUOTENSCHWULE	175
DAS GENDERFLUID-MODEL	191
DANKSAGUNG	205

VORWORT

Ein junger Mann auf einem schwarzweißen Cover. Seinen Rollkragen hat er bis über die Nase gezogen, gerade einmal seine Augen blicken über den Cashmere-Pullover. Sein wahres Gesicht bleibt im Verbogenen.

»Als mein schwules Ich starb« prangt in grünen Buchstaben über seinem Gesicht. Die Überschrift wirft Fragen auf.

War er schwul – und ist er es nicht mehr?

Hat er etwas gegen Schwule?

Was ist mit seinem schwulen Ich passiert?

Es ist mein schwules Ich, das einst gestorben ist.

Ich schreibe über mich, Felix Nieder, und meinen Werdegang ... wie ich zu dem wurde, der ich jetzt bin.

Der Titel, er kommt aus meinem Herzen.

Auch wenn »sterben« ein ganz schön hartes Wort ist – es passt aber.

Denn es ist eben auch Realität.

Jeden Tag sterben da draußen nicht nur Menschen, sondern auch Seelen und Träume.

Jeden Tag lassen es Menschen zu, dass ein Teil in ihnen stirbt. Nur weil die Gesellschaft sie nicht so sehen und akzeptieren will, wie sie in Wirklichkeit sind – weil sie anders sind als das Gewohnte.

Leider grenzen Menschen andere Menschen immer noch aus und diskriminieren.

Unsere Gesellschaft mag heute wesentlich offener als früher sein. Liberaler und queerer. Im Fernsehen finden schwule Charaktere statt, wir haben Drag-Shows und den Christopher Street Day, Unternehmen stellen Diversitätsbeauftragte an, es wird gegendert und die meisten wissen, wofür ein Regenbogen noch steht. Ist also nicht genug getan, damit sich queere Menschen wohlfühlen?

Wozu brauchen wir ein queeres Buch wie dieses?

Weil es noch nicht reicht. Schauen wir in die Medien, werden wir mit einer Glitzerwelt konfrontiert, die suggeriert: Wer sich outet, steigt wie ein Phönix aus der Asche und wird freudig in Regenbogenfarben wiedergeboren.

Das hört sich zwar alles unfassbar gut an, ist aber nicht die ganze Wahrheit.

Denn als junger homosexueller Mann, stellvertretend für alle Sexualitäten, ist es meist ein steiniger Weg bis zum Outing – immer noch!

Das sehe ich tagtäglich auf Social Media, wenn ich auf Instagram Nachrichten bekomme wie die von einem 20-jährigen Mann: »Hey Felix, ich würde mir so gerne dein Buch kaufen, aber ich bin nicht geoutet und meine Familie ist streng religiös.«

Oder die von einem Schüler: »Ich werde jeden Tag in meiner Klasse gemobbt, nur weil ich schwul bin.«

Wenn ich durch die Kommentare unter dem Post einer Transfrau bei Instagram scrolle und sowas lese wie: »Deine Stimme ist ja unheimlich, besser gehst du sterben.«

Unter CSD-Videos habe ich gelesen: »Ich wünsche mir das ›alte‹ Deutschland zurück« – eine Anspielung auf die rassistische und

homophobe Haltung der Nazis. Und sie ist aktueller denn je. Schließlich bekommen immer mehr Parteien wie die AFD Bedeutung, die unter anderem gegen die Ehe für alle sind. Die sich gegen die Gleichstellung von Regenbogenfamilien aussprechen.

Tatsächlich geht Hass aber nicht nur von homofeindlichen Menschen aus – er findet schlimmerweise sogar innerhalb der »Queer-Bubble« statt, musste ich nach meinem Outing herausfinden. Dann wenn ein schwuler Mann einem anderen schwulen schreibt: »Hey, du benimmst dich wie 'ne Tucke. Es hat schon einen Grund, warum ich auf Männer stehe. Ich will ja keine Frau haben.«

Das sind alles nur Auszüge, aber diese Kommentare haben mitnichten etwas mit dem Glitzerstaub zu tun, den uns die Medienwelt zeigt. Das Negative bleibt oftmals auf der Strecke.

Ich möchte nicht alles unter einer dicken Make-up-Schicht verstecken. Auch wenn es an manchem Stellen wehtut, aber der Weg zum Outing kann selbst im heutigen Zeitalter steinig sein – und auch danach sind viele Hürden zu nehmen.

Versteht mich nicht falsch, wir haben allen Grund, Glitzerstaub zu wollen und unsere Rechte auf queeren Paraden zu feiern. Auch ich bin stolz, wie weit wir gekommen sind. Wir dürfen uns zeigen, und wir zeigen uns! Wir machen uns sichtbar – ich mache das in den schönsten Outfits. Denn Sichtbarkeit ist so wichtig. Gerade deswegen möchte ich auch die Schattenseiten sichtbar machen.

Meine Erfolge sind es nämlich schon:

»Früher wurde ich als Schwuchtel beschimpft«
– BILD

»In der Mode kenne ich keine Grenzen und bewege mich fließend zwischen den Geschlechtern«
– GRAZIA

»*Felix Nieder kämpft gegen Schubladendenken für Vielfalt*«
– SAT1

»*Setzt ein Zeichen für mehr Diversität
in der Modewelt: Felix Nieder*«
– ARD

»*Das Besondere: Der 29-Jährige ist genderfluid*«
– MOPO

All das sind Schlagzeilen, die ich in den ersten Monaten 2023 über mich gelesen habe. Denn ich bin Deutschlands erstes genderfluides Männermodell.

In den Zeitschriften und Zeitungen ist dazu meistens ein Bild von mir abgebildet: ein junger Mann im weißen Tüllrock, der gerade über den Laufsteg geht, in den Händen hält er ein Plakat hoch, mit der Aufschrift »Love is Love« – »Liebe ist Liebe«.

Was all dieser Medienrummel in mir auslöst, ist schwer zu beschreiben: Ungläubigkeit einerseits, vor allem aber unbändiger Stolz auf der anderen Seite.

Ich kann es kaum fassen, dass ich dieser Mann bin.

Das Wort »genderfluid« und das, was damit einhergeht – der Kampf für mehr Diversität –, wird mit **meinem** Namen, Felix Nieder, assoziiert. **Ich** trage dazu bei, dass die Gesellschaft mit dem Begriff konfrontiert wird und es schon bald als etwas ganz Selbstverständliches sein könnte, wenn ein Mann Lust hat, Frauenkleidung zu tragen.

Noch wissen die meisten Menschen allerdings nicht, was »genderfluid« bedeutet.

Es heißt, dass die Grenzen zwischen Mann und Frau verschwimmen und jede und jeder frei wählen kann, wonach er oder sie sich gerade fühlt.

Es gibt mittlerweile ein paar Menschen in der Öffentlichkeit, die sich als »genderfluide« bezeichnen haben in Bezug auf ihre Identität oder sexuelle Orientierung: die Person Sam Smith aus Großbritannien beispielsweise, die mit der deutschen Sängerin und Transfrau Kim Petras den Hit-Song »Unholy« sang, oder auch der österreichische Grand Prix-Gewinner 2014, Conchita Wurst. In der Fashionwelt hat sich vor wenigen Jahren das Model Cara Delevingne als genderfluide geoutet. Alles Charaktere, die damit Menschen inspirieren, sich nicht in eine stereotype Identitätsschublade ablegen zu lassen.

Ich persönlich wende diese Freiheit in der Mode an: trage gerne Röcke, transparente Glitzerblusen, dazu eine Handtasche. Am nächsten Tag wähle ich dann wieder einen Smoking – oder kombiniere alles miteinander. Mit meiner Vorliebe, mich genderfluide zu kleiden, bin ich nicht allein – vor allem international gibt es einige prominente Beispiele: der englische Sänger Harry Styles, Schauspieler Timothee Chalamet, Jaden Smith, der Sohn von Will Smith. Selbst Schauspieler Brad Pitt trug bei einer Filmpremiere in Berlin einen schwarzen Rock zum Jacket und schien sich pudelwohl zu fühlen. Wir haben gemeinsam, keine Labels mehr für uns zu wollen, und brechen mit dem Klischee, wie ein Mann zu sein hat.

Für mich lebe ich den Idealzustand. Er sollte Standard sein: Ein schwuler Mann bewegt sich in der Öffentlichkeit und lebt seine Träume aus. Ich zeige mich gern – ich will sichtbar sein. Jahrelang konnte ich das nicht.

Aber genau diese Öffentlichkeit macht mich auch angreifbar. Durch die vermehrten Fernsehbeiträge, Magazin-Artikel oder den

Content auf Social Media werde ich von vielen Menschen wahrgenommen.

Die negativen Kommentare, die ich bei anderen wahrnahm, fanden auch bei mir statt, und das natürlich in einer doch weit anderen Dimension. Denn natürlich kann dort jede und jeder frei kommentieren und seine Meinung äußern. Das meiste ist positives Feedback, doch negative Kommentare gibt es auch zu meiner Person. Wie zum Beispiel:

»Was mich echt intensiv beschäftigt: Wenn du Frauenkleider anziehst, fällt dann dein Penis ab? Und wie bekommst du ihn danach wieder ran?«

»Nach welchen Kriterien entscheidet er, was er gerade ist? Nach hormoneller Lage, nach Lust und Laune oder nach Mondphase?«

Auszüge, die stellvertretend für hunderte von Kommentaren stehen, die ich im Internet erhalten habe – also auch in der Kommentarfunktion von Nachrichtenportalen.

Ich vermute dahinter Menschen, die es befremdlich finden, was ich mache, wer ich bin oder wen ich liebe. Weil sie noch nie damit konfrontiert worden sind und weil sie in ihrer Erziehung nur mit heteronormativen Werten aufgewachsen. Aus Angst, Hass, Engstirnigkeit gegenüber allem Neuem schreiben sie dann einen abwertenden Kommentar und wissen gar nicht, wie sich der Betroffene damit fühlt – oder sie wissen es ganz genau und wollen verletzen, weil ihr Wertesystem erschüttert wird.

Die Bemerkungen prallen an mir ab – mittlerweile. Sie motivieren mich sogar. Ich möchte, dass alle sehen, dass ich mich (endlich) als schwuler geouteter Mann selbst liebe und möchte nach außen tragen, wie wichtig Toleranz und Verständnis untereinander sind.

Ich möchte Diversität vorleben und den heutigen, aber vor allem den nachfolgenden Generationen zeigen, dass ich als (schwuler) Mann meine weibliche Seite betone, wann immer mir danach ist. Und auch wenn ich damit anecke und sich Menschen provoziert fühlen, überwiegt meine Hoffnung, dass sich etwas in Gang setzt, dass die Reflexion am Ende überwiegt und ich gesellschaftlich etwas bewegen kann.

Dass meine Hoffnung nicht unbegründet ist, zeigen mir die Nachrichten, die mich neben den negativen außerdem erreichen: Junge Menschen erzählen mir, dass sie meinetwegen selbstbewusster wurden, sich sogar trauten, sich zu outen. Das macht mich unfassbar stolz und zeigt mir, ich mache etwas richtig.

Gerade in der deutschen Fashionbranche bin ich noch ein Novum damit, modische Geschlechterstandards zu durchbrechen. Aber wenn immer mehr Menschen mich kennen, adaptieren das die Kinder in den Schulen im besten Fall nach und nach. Dann schämt sich eine Junge vielleicht in naher Zukunft nicht mehr, auch mal die Stöckelschuhe seiner Mama anzuziehen, oder ein Mädchen nicht, dass es lieber Hoodies, Cargopants und Kurzhaarschnitt tragen möchte.

Letztens beim Einkaufen saß an der Kasse ein Jugendlicher mit bemalten Fingernägeln. Ganz selbstverständlich. Früher wäre das ein Grund für Ausgrenzung gewesen – heute machen es selbst die Hetero-Jungs. Immer wenn ich Teenies sehe, die diese Stigmata durchbrechen, freue ich mich sehr, weil sie selbstbestimmt leben und somit auch das Selbstbild einer Gesellschaft verändern. Früher hätte ich mir genauso solche Vorbilder für mich gewünscht.

Ich war nicht immer so selbstbewusst. Lange Zeit schaffte ich es nicht, zu mir selbst zu stehen. Meine Kindheit war geprägt von einem toxischen Männerbild, das ich zu erfüllen hatte und auf das ich konditioniert worden bin.

Das war heftig, denn ich war eben nicht so, wie es die Norm »erlaubte«. Ich ahnte schon früh, dass ich homosexuell bin und hätte nur allzu gern meine weibliche Seite ausgelebt.

Stattdessen wurde ich mit Ausgrenzung konfrontiert. Ich wurde gemobbt, und zwar so stark, dass ich es kaum noch aushielt. Der einzige Ausweg war in meinen Augen, mein tiefstes, echtes, in mir schlummerndes Ich nicht zuzulassen.

Ich verleugnete meine Homosexualität.

Es hat lange gedauert – und ich empfand es oft als »dunkle« Zeit – bis ich den Mut hatte, mich zu outen, zu mir selbst zu stehen und dort im Leben anzukommen, wo ich jetzt bin. Ich möchte meine Geschichte mit all ihren Herausforderungen teilen. Auch wenn wir uns gerade im Zeitalter der Diversität befinden, bin ich fest davon überzeugt, dass es für queere Menschen noch immer ein steiniger Weg ist, der nicht automatisch mit Glitzer bestreut wird, wenn sie sich der Welt offenbaren.

Ich nehme euch mit in eine Zeit, bevor ich das genderfluide Model wurde. Ihr schlüpft in mein zwölfjähriges Ich, mit all seinen Ängsten, seinem schwulen Ich gegenüberzutreten.

ALS MEIN SCHWULES ICH STARB

Es war ein Wintermorgen, und als mein Wecker um sechs Uhr klingelte, wäre ich am liebsten liegengeblieben.

Mein zwölfjähriges Ich war voller Angst.

An diesem Tag sollte ich das erste Mal in meine neue Klasse kommen.

Meine Eltern hatten sich vor kurzem getrennt. Das Echo des ganzen Geschreis hing noch in der Luft und hatte Spuren bei mir hinterlassen. Meine Ohren waren wie taub, ich fühlte mich zerbrechlich und einsam von all dem Groll und Hass, der die letzten Monate in unserem Haus geherrscht hatte.

Meine Mutter hatte deshalb entschieden, dass ich meine alte sechste Klasse zum Halbjahr des laufenden Schuljahres verlassen und lieber in die Stufe darunter wechseln sollte.

Sie und die Lehrerschaft wollten mir den Druck nehmen. So, meinten sie, hätte ich Zeit, mich von den Streitereien erholen zu können. Sie meinten es gut, ganz sicher, doch meine alten Freunde und Klassenkameradinnen zurückzulassen, machte mich eher noch unsicherer und definitiv einsamer.

Was sie nicht wussten: Ab da ging für mich mein Leiden los.

Zitternd putzte ich mir meine Zähne und schaute in mein Spiegelbild: Ein verängstigter Junge schaute mich da an, blass, mit blonden kurzen Haaren und müden blauen Augen. Im Hintergrund zählte die Wanduhr die Sekunden, es war mittlerweile fast sieben. Ich benutzte das erste Mal Haargel, um bei meinen neuen Klassenkameraden cool rüberzukommen. Unbeholfen stylte ich die letzten Haarsträhnen nach oben und schaute noch einmal in den Spiegel. Mir gefiel nicht sonderlich, was ich da sah.

Draußen war es noch dunkel. Die Scheiben unseres ziemlich in die Jahre gekommenen silbernen VW-Kombi waren gefroren und ich konnte meinen Atem auf den Fingerspitzen spüren. Nachdem meine Mutter alles freigekratzt hat, fuhren wir endlich los. »Wir müssen uns beeilen, damit wir nicht zu spät kommen«, sagte sie. Sie wirkte gestresst, weil wir auf den letzten Drücker loskamen.

Meine Mutter hat mich und meinen Bruder immer gefahren, obwohl wir mit unseren zwölf und 16 Jahren locker hätten alleine zur Schule kommen können, die gerade einmal 30 Minuten mit dem Rad weg gewesen ist. Mag sein, dass sie wie eine Helikoptermutter rüberkam, aber ich mochte es, wenn sie mich umsorgte. Ich fühlte mich sicher und geborgen in diesen Momenten.

Für mich war meine »Mama« meine Freundin, mein Halt, mein Ein und alles.

Die Straßenlichter erhelltten gerade eben die Betonflächen. Trist erstrahlte das Grau. Mit jedem Meter, dem wir uns der Schule näherten, pochte mein Herz lauter. Ich wollte es nicht, dieses »Alles auf Anfang«. Irgendwie war ich auch beschämkt, eine Klasse zu wiederholen, weil ich doch immer ein guter Schüler gewesen war. Doch ich hatte keine Wahl, versuchte der Entscheidung meiner Mutter zu vertrauen.

Hätte ich gewusst, dass ab jetzt ein Martyrium losgehen würde, ich wäre niemals durch die Türen des Elsa-Brändström-Gymnasiums gegangen, nachdem meine Mutter uns abgesetzt hatte.

Vor dem Sekretariat wartete die neue Klassenlehrerin schon auf mich. »Hallo Felix, ich werde dich gleich den anderen vorstellen«, sagte sie aufmunternd. Doch jeder Schritt zur Tür des neuen Klassenzimmers war eine Qual. Ich hörte meine eigenen Schritte, im Hintergrund schlug die große Pausenuhr. Ich wusste gar nicht, was nun lauter war: mein pochendes Herz oder das Ticken der Uhr.

Dann stand ich vor 30 neuen Gesichtern und hatte einen riesigen Kloß im Hals. »Kinder, wir haben zum zweiten Halbjahr einen neuen Schüler in unsere Klasse bekommen. Er kommt aus der 6b. Bitte stell dich doch einmal vor!«

Draußen war es immer noch dunkel. Nur die kalten Röhrenlampen erhelltten das Klassenzimmer. So viele Gesichter schauten mich gleichzeitig an. Ich räusperte mich. Meine Stimme war wie festgefroren – wie die Scheiben unseres VWs.

Was tue ich hier eigentlich? Ich will das nicht. Doch meine Lehrerin schaute zu mir rüber und nickte, was sicher so viel heißen sollte wie »Na los!«. Mit leiser Stimme erklärte ich, wer ich bin. Zumindest der, der ich dachte, der ich bin.

»Da hinten in der dritten Reihe, da ist dein Platz«, sagte meine neue Lehrerin schnell. Das war es also. Nun war ich Teil dieser Klasse – auch wenn ich mir wie der größte Fremdkörper vorkam. Ich fühlte mich, als wenn ich von außen auf mich selbst draufblickte. Als wenn es nicht mein Leben wäre.

Schüchtern schaute ich, wer neben mir saß. Insgeheim wünschte ich mir nichts mehr als ein aufmunterndes Lächeln. Doch der Blick, den ich einfing, war so ziemlich das Gegenteil: Provokierend, fast feindselig schaute mich ein Junge an. Natürlich ließ ich mir nicht anmerken, wie verunsichert ich war, starrte stattdessen betont desinteressiert nach vorne. Gerade bat meine Lehrerin, dass sich mir alle nach und nach mit Namen vorstellen sollten. Irgendwie blieben fast alle Gesichter verschwommen. Ich sah nur das Dunkle in den Scheiben, die Silhouetten, die sie reflektierten.

Als mein Sitznachbar und seine beiden Freunde dran waren, alberten sie herum, statt mir ihre Namen zu nennen, und machten sich über mich lustig, in dem sie mich nachmachten und Grimassen zogen. Die Lehrerin war sichtlich genervt – vor allem von diesem einen Jungen, der mich anschaute, als wäre ich der letzte Mensch, dem er begegnen wollte. Aber warum nur? Ich konnte es mir nicht erklären. Als ich ihn anschaute, fand ich ihn irgendwie faszinierend und obwohl er mir mein Leben so schwer machen sollte, blieb mehr von ihm in Erinnerung, als nur sein unverhohler Hass.

Die ersten Unterrichtsstunden wirkten wie eine Ewigkeit. Die Uhr tickte langsamer als sonst. Vielleicht war sie eingefroren, vielleicht brachte meine Aufregung mein Zeitempfinden durcheinander.

Als endlich Frühstückspause war, packte ich mein Nutella-Toast aus, das meine Mutter mir immer schmierte. Ich aß extra-langsam und starrte mehr oder weniger die gesamte Pause auf mein Brot, um mich ja nicht mit irgendjemandem unterhalten zu müssen – oder zu erkennen, dass ohnehin niemand mit mir reden wollte.

Auf dem Weg zur Turnhalle, in der der Sportunterricht stattfand, wurde es langsam hell. Aber die dürftige Wärme der Sonnenstrahlen reichten nicht aus, um den Frost von den Bäumen zu schmelzen. Ich hatte eine Gänsehaut. Vor der Halle warteten wir auf den Lehrer. Alle alberten miteinander rum, die Klasse kam mir vor wie eine eingeschworene Gemeinschaft – nur mit mir reden, das wollte keiner. Ich fühlte mich unglaublich einsam.

»Nur noch vier Unterrichtsstunden, dann holt Mama mich wieder ab«, dachte ich, und: »Du schaffst das schon.« In der Umkleidekabine suchte ich mir einen Platz ganz hinten in der Ecke, wollte mich blitzschnell umziehen und ab in die Sporthalle huschen.

Daraus wurde nur leider nichts.

Als ich da stand, nur in meiner Unterwäsche, nahmen mich die Jungs ins Visier, allen voran die drei aus meiner Reihe. »Du schaust ja aus wie ein Mädchen!« höhnten sie. Damals trugen alle Jungs Boxershorts, doch ich hatte nur Slips. »Zieht dich deine Mama wie eine Tochter an oder warum trägst du sowas?«

Ich fing an, am ganzen Körper zu zittern, fühlte mich fremd und falsch. Ich war auf einmal ein Opfer und ich wusste nicht einmal, warum.

»Willst du gar nichts dazu sagen? Dann geh doch gleich in die Mädchenkabine«, sagte einer.

Warum sahen die Jungs mich so? Ich fühlte mich nicht wie ein Mädchen. Meine Körperstatur wirkte zwar alles andere als männlich, sondern eher filigran – aber damit war ich in dem Alter längst nicht der einzige.

Irgendwann schrien alle durcheinander und ich wusste gar nicht mehr, wo ich zuerst hinhören sollte. Also versuchte ich wegzu hören. Und doch brannte sich jedes einzelne Wort in mein Gedächtnis ein. Schnell zog ich mein Sport-Outfit an und schluckte. Schluckte die Kälte herunter, die sie mir entgegenbrachten.

In der Sporthalle ging es weiter mit dem Albtraum von einem Tag: Es sollte Fußball gespielt werden. Ausgerechnet.

Ich hasste Fußball, konnte es auch nicht besonders gut und war mir sicher, gleich wieder zum Gespött der Jungs zu werden.

Der Lehrer bestimmte zwei Teamkapitäne, die ihre Mannschaften auswählen sollten. Nach und nach wählten die dann ihre Mannschaft aus der Klasse aus: erst die starken Jungs, die offensichtlich am besten im Fußball waren. Dann die anderen Jungs. Alle – außer mir.

Schließlich wurden die Mädchen aufgeteilt, bis ich als einziger inmitten dieser trostlosen Halle stand. Alle schienen glücklich mit ihrer Wahl zu sein, keiner vermisste mich in seinem Team.

Es war offensichtlich: Sie wollten den Neuen nicht.

So wurde ich zwangsläufig vom Lehrer in ein Team geschickt. Das Fußballspiel zog wie ein großer Schatten an mir vorbei. Ich sah nur die Silhouetten und schummrige Gesichter. Die meiste Zeit der Stunde saß ich auf der auf Bank. Ich hörte die Uhr in der Halle so laut ticken, dass sie mein Blut zum Stocken brachte. Ich wollte einfach nur nach Hause.

»Was ist das bitte für ein beschissener erster Tag?«, dachte ich.
»Was für eine Horror-Klasse ...«

Aber tief in mir dachte ich auch: »Sie mögen mich nicht, weil ich falsch bin. Ich bin zu mädchenhaft und zu zerbrechlich. Bin ich überhaupt etwas wert?«

Ich wollte niemals wieder in diese blöde Klasse.
So zog der Tag an mir vorbei.

Mit meinem Schulranzen auf dem letzten Ende meiner Schulter, zwischen dem kahlen Geäst, wartete ich auf dem Parkplatz auf meine Mutter. Ich betrachtete die Bäume, blies Luft in meine kalten Hände und hörte das Echo der fiesen Stimmen.

Aber: Ich war diese schlechten Gefühle ja gewohnt durch die Streitereien meiner Eltern. »Schluck es einfach runter«, sagte ich mir also. Ich wollte mir nicht anmerken lassen, wie schlimm mein erster Tag war, wollte stark sein. Ich wusste, meine Mutter würde mich sofort fragen, wie es war, und ich nahm mir in dem Moment vor, ihr die Wahrheit zu verheimlichen. Schließlich haben wir schon genug durchgemacht und ich wollte sie nicht zusätzlich belasten. Es sollte doch wieder bergauf gehen. Ich wollte, dass meine Mutter stolz auf mich ist und sieht, dass ich nach der Trennung wieder klarkam.

Und genauso war es dann auch: Erwartungsvoll sah sie mich an. Ich setzte ein neutrales Gesicht auf und sagte: »War alles in Ordnung.«

Nein, nichts war in Ordnung. Denn es war nur der Anfang. Der erste Tag von so vielen, die noch folgen würden.